

„Culture on the Road“: Jugendkulturen als Ansatz politischer Bildungsarbeit

von Silke Baer und Peer Wiechmann

(erschieden in „deutsche jugend“, Heft 10/2005)

Es ist sieben Uhr fünfzig. 170 Schüler und Schülerinnen warten im Morgennebel auf das „Culture on the Road“ - Team. Mit leichter Verspätung trifft der Mietbus gefolgt von zwei PKWs auf dem Schulhof ein. Aus dem Bus steigt Nancy mit wasserstoffblondem Strubbelhaar, den E-Bass in der Hand. Anna, Kilian und Lennie holen ihre Skateboards aus dem Kofferraum. Peer sucht sich ein paar Schüler, die ihm helfen, die Techno-Anlage ins Gebäude zu schleppen. Mario kommt rüber und fragt nach einem Kabel für die HipHop-Anlage, das er vergessen hat. Ben will wissen, wo gesprüht wird, und ob er die Kartons mit den Sprühdosen schon mitnehmen soll. Schwarzgewandet steigt Jörn aus dem silbernen Minivan, noch angeregt in einer Diskussion mit Jule und Torsten über „links und rechts“ bei Punks und Grufties. Irgendwann ist alles in die Klassenzimmer geräumt und das 16-köpfige Team stellt sich den Schülern und Schülerinnen in der Aula vor.

„Culture on the Road“ ist ein Projekt, in der politische Bildner und Vertreter verschiedenster Jugendkulturen zusammenarbeiten. Als Team von acht bis achtzehn Leuten bereisen wir die Republik, um Jugendlichen und Erwachsenen Jugendkulturen vorzustellen, ihnen die Gelegenheit zu geben, diese in Workshops selbst auszuprobieren und über politische und jugendkulturelle Erfahrungen und Konflikte zu sprechen. Unsere Veranstaltungen bzw. Projektstage finden in Schulen, Fortbildungsstätten, in Jugendklubs oder auf Festivals statt. Es geht um historische Hintergründe, politische Zusammenhänge und kreative Ausdrucksformen von Punk, Gothic, Skinhead, elektronische Clubkultur, HipHop, SlamPoetry, Skaten, Metal und Riot G(i)rrrl. Das erklärte Hauptziel des Projekts ist die Förderung von Toleranz und die Prävention von Rechtsextremismus und Gewalt. Die *Bundeszentrale für politische Bildung* hat daher die Entwicklung des Konzepts im Jahr 2001 unterstützt. Seit 2002 wird „Culture on the Road“ neben der Bundeszentrale für politische Bildung vom *entimon*-Aktionsprogramm des *Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* gefördert.

An den Orten, die unser Projekt seit 2002 besuchte, wurde immer wieder deutlich, wie wichtig Impulssetzungen durch Jugendkulturseminare und Workshops sind, da zwar bei den Jugendlichen ein großes Interesse etwa an Praxis und Geschichte des Djing oder Streetdance besteht, es aber keine Gelegenheit gibt, sich darin zu erproben. In Zeiten knapper werdender

öffentlicher Mittel wird massiv an der Jugendarbeit gespart. Es gibt Regionen, in denen ein Sozialarbeiter 20 Jugendklubs betreut. Das Freizeitangebot im ländlichen Bereich beschränkt sich oftmals auf Fußball-, Schützenvereine und Feuerwehr. Die tatsächliche Lebenswelt der Jugendlichen findet dabei wenig Beachtung. Die Folgen sind fatal. So wurde in mehreren Analysen zum NPD Wahlerfolg 2004 in Sachsen darauf hingewiesen, dass dort, wo Bund und Land sich aus ökonomischen Gründen aus der Jugendsozialarbeit herausgezogen haben, es für die rechtsextremen Demagogen ein Leichtes war, vor allem bei der jungen Wählerschaft durch aktive Jugendarbeit auf erfolgreichen Stimmenfang zu gehen.

Als „Culture on the Road“ entwickelt wurde, hatten wir folgende Zielgruppe vor Augen: Jugendliche in ländlichen Gebieten, vorwiegend, aber auf keinen Fall ausschließlich, in den neuen Bundesländern. Die Jugendlichen, um die es uns geht, sind nur im Ausnahmefall ausgesprochene Neonazis oder in rechtsextremen Vereinigungen organisiert. Sie neigen aber zum großen Teil zu Fremdenfeindlichkeit, Rassismus, Ausgrenzungsdynamiken und zeigen verbal Gewaltbereitschaft gegenüber Schwächeren. Das sind Haltungen, die in vielen Regionen den jugendkulturellen Mainstream bestimmen und auch im bürgerlichen Milieu einigen Widerhall finden.

Methodisch gehen wir auf die Jugendlichen eher unkonventionell zu. Denn die Erfahrungen aus der Praxis haben gezeigt, dass politische Bildung im klassischen Sinn – etwa im Frontalunterricht, bei dem mit den Jugendlichen über Gewalt und Rechtsextremismus geredet wird und dabei Grundwerte eines demokratischen, toleranten Verständnisses vermittelt werden - nicht greift. Warum eigentlich nicht? Ein wichtiger Grund dafür ist, dass ein Großteil der Jugendlichen, wie ja auch der Erwachsenen, sich als unpolitisch definiert und keine Lust hat, sich in einer politischen Diskussion auszutauschen. „Sie seien weder links noch rechts“, ist eine der am häufigsten getroffenen Selbstaussagen zum Thema Politik, gefolgt von der Bewertung, dass Politik völlig langweilig sei. Freilich treffen dieselben Jugendlichen im qualitativen Gespräch durchaus Aussagen mit politischem Inhalt. Eine Auswahl: „Es gibt zu viele Ausländer hier!“ (Dutzende von Jugendlichen trafen diese Aussage, die allesamt in Regionen mit einem Ausländeranteil von 1,4-2,4 Prozent lebten). „Deutschland macht zu wenig für Deutsche!“, „Ausländer bekommen mehr Sozialhilfe als Deutsche!“, „Sozialhilfe ist Schwachsinn. Man sollte denen einen Sack Kartoffeln und ein Stück Acker geben, dann sollen die mal arbeiten.“ „Ausländer nehmen meinen Kindern die Arbeitsplätze weg.“ (Eine 16-Jährige, selbst noch ohne Ausbildungsplatz). Die Auswahl

dieser Aussagen mag sich anhören, als ob sie von Jugendlichen mit rechtsextremer Gesinnung stammen würde. Jedoch ist es das, was wir in unseren Diskussionen von einer breiten Mehrheit der Jugendlichen zu hören bekommen. Für uns machen die Aussprüche vor allem deutlich, dass Jugendliche – ob sie wollen oder nicht – nicht unpolitisch sind.¹

Eine andere Barriere, auf die wir bei der politischen Bildung mit Jugendlichen bei Schulprojekten häufig stoßen, ist die objektive und subjektive Vagheit vieler Begriffe, z.B. *Diskriminierung* und *Rassismus*, mit denen wir arbeiten. Oder der unterschiedliche Wissensstand über historisch relevante Begebenheiten wie dem Nationalsozialismus. Inwieweit Jugendliche über allgemeingültige Begriffsdefinitionen oder Geschichtswissen verfügen, ist abhängig von der Klassenstufe, dem Schultyp, dem Bundesland und der individuellen Umsetzung des Lehrplans. Aber auch innerhalb eines Bundeslandes kann der Vergleich von zwei gleichen Jahrgangsstufen an zwei verschiedenen Mittelschulen sehr unterschiedlich ausfallen. Dabei spielt neben dem individuellen Geschick und der Bereitschaft von den einzelnen Fachlehrern und Lehrerinnen, bestimmte Themen „anzupacken“, das gesamte Schulklima eine große Rolle, wenn es gilt, einen politisch-demokratischen Bewusstseinsprozess der Schüler/innen zu fördern. Wir waren an Schulen, an denen Schulbänke flächendeckend mit Hakenkreuzen und dem Zahlencode „88“ vollgeschmiert waren. Einige Schulen kapitulieren nach eigener Verlautbarung. Warum wegmachen, wenn sofort wieder neue Symbole hingeschmiert werden? Dass hiermit schulintern und -extern rechtsextreme Akzeptanz und Verbreitung markiert wird, scheint einigen Verantwortlichen nicht klar zu sein.

Darüber hinaus entsteht eine Schwierigkeit insbesondere bei der politischen Bildung mit Minderjährigen: Jugendliche lassen sich schlecht als Teil einer Demokratie ansprechen, die auf Toleranz und Gleichberechtigung beruht, da sie selbst, nicht zuletzt rein rechtlich, noch keine aktiven und unabhängigen Partizipanten des demokratischen Systems sein dürfen². Im Konflikt mit Eltern und Lehrern empfinden sie sich oft als nicht-gleichberechtigte Randgruppe, deren Interessen nicht wahrgenommen und verstanden werden.³

¹ Zudem bekommen wir ähnliche fremdenfeindliche Sprüche von Jugendlichen zu hören, die sich selbst als eher links einschätzen, d.h. dass Jugendliche, die sich als politisch verstehen, sich in einem sehr diffusen Bild von Politik bewegen.

² Das „Projekt P – Misch dich ein“ der Bundeszentrale für politische Bildung, des BMFSFJ und des Deutschen Bundesjugendrings geht auf diese Problematik ein, indem es die politische Partizipation von Jugendlichen durch verschiedene Initiativen unterstützen möchte. Siehe: www.projekt-p.de

³ Dass sich in Zeiten hoher Jugendarbeitslosigkeit das Gefühl bei Jugendlichen verstärkt, gesellschaftlich nicht teilhaben zu können, mag kaum verwundern.

Mit 14 bis 18 Jährigen politische Bildung durchführen zu wollen, die auf Grundwerten der demokratischen Mitbestimmung beruht, und dabei zu mehr Toleranz zu erzieht, funktioniert bei der breiten Masse einfach nicht mehr.

Dagegen bietet das Arbeiten mit Jugendkulturen zahlreiche Vorzüge, die auch für die Gewalt- und Rechtsextremismusprävention fruchtbar gemacht werden können. Im folgenden möchten wir einige der Vorteile ausführen und an Beispielen aus unserer Projektpraxis konkretisieren.

1. Jugendkulturen entsprechen den lebensweltlichen Interessen von Jugendlichen

Jugendliche sind neugierig auf den Austausch über Musik, Stilmerkmale, Mode, Stars, Bilder und Videos und letztlich auch auf Hintergrunddiskussionen über die verschiedenen Jugendkulturen. Zwar definiert sich nur maximal ein Viertel der von uns angesprochenen Jugendlichen über eine bestimmte Jugendkultur. Aber die Mehrheit setzt doch – zumindest seitens des Musikgeschmacks – Prioritäten, zu welchen Szenen sie sich zugehörig fühlt, wo sie sich als Fan empfindet, was sie fasziniert und vor allem auch, was sie ablehnt. Dabei ist uns wichtig, dass wir den Interessen der jeweiligen TeilnehmerInnen möglichst weit entgegenkommen. Einer der ersten Schritte in der Vorbereitung von „Culture on the Road“-Veranstaltungen ist daher die Frage an die teilnehmenden Jugendlichen, welche Szenen sie generell interessieren. HipHop ist seit drei Jahren fast immer gefragt, gefolgt von Elektronischer/Techno-Musik, Skateboarding, Gothic, Punk, Heavy Metal und Girl Power. Einige Male hatten wir auch SlamPoetry dabei – ein Angebot, das zwar ausnahmslos Pädagogenherzen höher schlagen lässt, weil hier auch mit literarischen Texten gearbeitet wird, das aber in den meisten Fällen von weniger als 5 TeilnehmerInnen besucht wurde⁴.

Im Durchschnitt ist „Culture on the Road“ mit 3-5 Jugendkulturangeboten unterwegs. Die Jugendlichen tragen sich einige Wochen vor dem Projekttag (unabhängig vom Klassenverband) für ihre „Lieblingskultur“ ein. Diese Möglichkeit der Partizipation von Jugendlichen kommt auch im Schulkontext selten vor und setzt damit von vorne herein das Signal: Hier geht es um Eure Interessen.

⁴ Bedauerlicherweise verlangt hier die Projektökonomie häufig ein Auswahlverfahren nach Teilnehmerzahl. D.h. wenn sich etwa nur drei SchülerInnen eingetragen haben, müssen wir dieses Angebot zugunsten eines „populärerem“ zurückziehen. Für die drei engagierten Poeten ist das dann bedauerlich.

2. Das Zusammenspiel verschiedener Jugendkulturen ist erfahrbare Vielfalt

An „Culture on the Road“ - Projekttagen ist ein konstruktives Zusammenspiel unterschiedlicher Jugendkulturen wirksam. Das ist ungewöhnlich. Denn Szenen bzw. deren Akteure und Konsumenten sind in der Regel untereinander wenig offen und haben keine gemeinsame „Bühne“, auf der die ganze bunte Palette von Jugendkulturen auftritt und sich über die Szenegrenzen hinaus miteinander austauscht. Es gibt zwar aktuell eine Entwicklung, in der sich modisch wie musikalisch die jugendkulturellen Stile mischen. Zahlreiche populäre Bands zelebrieren einen Crossover von Rap und elektronischem Sound. In den Clubs wird harter „electronic punk“ gespielt und HipHop-Fans tragen mehr oder weniger angedeutete Iroquesenschnitte. Insgesamt herrscht aber in Fragen der Lebensphilosophie bzw. im alltäglichen Wirken der verschiedenen Jugendkulturen ein starker Separatismus, der die Haltungen der Jugendlichen bestimmt. Dagegen ist das „Culture-Konzept“ auf kulturelle Auseinandersetzung mit eigenen und fremden Genres angelegt, damit die Jugendlichen die Vielfalt und manchmal auch die engen Berührungspunkte in der Entstehung einzelner Szenen kennen lernen. Die Einübung von Toleranz beginnt in diesem Kontext damit, dass sich HipHop-Fans auch mal ein interessantes, elektronisches Stück, etwa von *Kraftwerk*⁵, anhören oder sich Skater damit auseinandersetzen, was jemanden dazu bewegen könnte ein Leben als Gruftie zu wählen. Über dieses Verfahren können wir den Jugendlichen nahe bringen, dass gegenseitige Vorverurteilung und diskriminierendes Verhalten (dissen) nicht nur moralisch zu verurteilen, sondern der Garant für ein langweiliges Leben sind.

3. Jugendkulturen sind politisch und bieten Ansatzpunkte, um über Themen wie Rassismus, Diskriminierung und Gewalt zu reden

Um es voraus zu schicken: Natürlich picken wir uns zunächst die Elemente aus einer Jugendkultur heraus, die man mit dem Prädikat „pädagogisch wertvoll“ im Sinne unseres Projektziels versehen kann. Beim Punk etwa gehen wir weniger auf den Hang zur Destruktion und Alkoholismus ein, als auf den antikommerziellen, kreativen Aspekt der „Do-it-yourself-Philosophie“, die sich in der Zusammenstellung von Secondhand-Klamotten, selbstgestylten T-Shirts und minimalistischer „drei-Akkorde-Musik“ ausdrückt. In der HipHop-Gruppe erzählen wir den Gründungsmythos der Szene aus den Bronx: Für die sozial benachteiligten und gettoisierten Afroamerikaner ging es darum, durch Rap, Graffiti und Breakdance ein

Ausdrucksmittel zu finden, um die eigenen Probleme benennen und ihre Wut abbauen zu können sowie darum, soziale Anerkennung durch ihr Können in den neu kreierten kulturellen Ausdrucksformen zu erlangen.⁶ Damit wollte die HipHop-Kultur, und hier ist sie beinahe einem sozialpädagogischen Projekt vergleichbar, der realen Gewalt, den Gang-Streitigkeiten und der Selbstzerstörung durch Drogen etwas entgegen setzen, die die reale Situation der jungen Getto-Bewohner/innen dort kennzeichnete. Diese historischen Aspekte der Jugendkulturen sind oft neu für die Jugendlichen, selbst, wenn sie sich als eingefleischte Fans begreifen, nicht zuletzt deshalb, weil die Überlieferung dessen, was einzelne Jugendkulturen ausmacht, heutzutage weitgehend der Bildermacht von MTV oder VIVA überlassen wird. Deren Form von Repräsentation gibt oftmals ein vereinfachtes, kommerzialisiertes Bild wider, wie man an der überwiegenden Zahl aktueller HipHop-Videos sehen kann. Hier herrscht der Gansta-Rap vor mit Heldengeschichten über Gewalterfahrung und sexistischer Darstellung von Frauen. Und diese Videos sind prägend, wohingegen die Entstehungsgeschichten in Vergessenheit geraten sind. Schließlich sind manche „Jugendkulturen“ zweieinhalb mal so alt wie die zeitgenössischen Fans.

Doch auch über jüngere Szenen wie Techno, der großen Jugendkultur der 90er Jahre, können die Jugendlichen Neues erfahren. Aufgrund von DJ-Vorreitern wie Paul van Dyk, Sven Väth, oder Westbam sowie der Berliner Love-Parade als szeneeigener⁷ Megaevent gilt vielen Techno als „authentische“, deutsche Jugendkultur. Das trifft insbesondere auf ostdeutsche Jugendliche zu. Denn für sie war Techno die erste Jugendbewegung, die sie in gesellschaftlicher Unbefangenheit miterleben konnten und nicht als Westprodukt, das sie zu DDR-Zeiten noch heimlich hätten konsumieren müssen. Dass Techno unter anderem seine Wurzeln in der afroamerikanischen und hispanischen Schwulenszene der Disco- und House-Musik hat, überrascht viele jugendliche Fans, und manch einem missfällt dies auch.⁸ Aber weil wir mit den Jugendlichen über Dinge reden, die sie grundsätzlich interessieren, bleiben sie mit uns im Gespräch. Sie haben nicht oft die Gelegenheit mit Berliner DJs, Punkbandmitgliedern, Rapperinnen, Graffitikünstlern und Skategrößen zu reden und sind

⁵ Die Musik der deutschen Band *Kraftwerk* war ohnehin nicht nur eine wichtige Anregung für die Pioniere der Techno-Musik. Auch Afrika Baambaataa, einer der Urväter des HipHop, wurde von *Kraftwerk* inspiriert.

⁶ Eine hervorragende Dokumentation zur Geburtsstunde des HipHop ist der Bildband „HipHop Files. Photographs 1979-1984“ mit Fotos von Martha Cooper aber auch viel Textmaterial und Originalzitate. Auf der letzten Seite wird Grandmaster CAZ zitiert: Hip Hop wurde in der South Bronx in New York City geboren. Damals ging es noch nicht um Geld. Es war umsonst und draußen. Die grundlegende Motivation für Hip Hop ist der Wunsch sich auszudrücken. Es ist unkommerziell. Es kostet nichts.“ Der Band ist erschienen bei From Here to Fame Publishing, Köln 2004

⁷ „Vermainstreaming“ hin oder her.

fasziniert. Uns bietet sich dadurch die Gelegenheit, ihnen eine andere Sicht der Dinge zu vermitteln: Dass für uns Jugendkulturen international sind, dass populäre Musik mit all ihren zeitgenössischen Stilen im wesentlichen durch Afroamerikaner/innen geprägt wurden, dass Jugendkulturen als Form der gelebten Gewaltprävention unter schwierigsten Getto-Bedingungen entstanden sind, dass rassistische Grundhaltungen hierzu nicht passen, dass es eine Komponente von Jugendkulturen ist, sich abzuheben, sich anders anzuziehen, etwas anderes zu machen und dass es Spaß machen kann, „Anderes“ zu zulassen.

Zudem werden durch die Geschichte der Jugendkulturen immer auch realpolitische Bezüge hergestellt. Anhand von Bildern und Musikbeispielen zeigen wir, dass neben verbalen Äußerungen durchaus auch das Aussehen, der Körperausdruck oder die Musik ein politisches Statement sein kann. So hat Punk auf unkonventionell ästhetische Weise Ende der 70er Jahre in Großbritannien auf die Massenarbeits- und Chancenlosigkeit bei Jugendlichen aufmerksam gemacht. Mit dem Motto „No Future“ hat die Punkbewegung auf einen sozial-ökonomischen Widerspruch reagiert: Einerseits propagierte die Gesellschaft Leistungsbereitschaft und Konsumhaltung, andererseits gab es für britische Jugendliche in den 70ern nur wenige Arbeits- und Einkommensmöglichkeiten. Ein Großteil der Jugendlichen war also von einer erfolgreichen Partizipation in der Gesellschaft ausgeschlossen. In den 90ern verwiesen die teilweise mehr als eine Million TeilnehmerInnen auf der Love Parade durch kreative Roboterästhetik oder spielerische Verwendung von dekontextualisierten Markenlogos auf eine sich mit Tempo verändernde Gesellschaft, die durch globalisierten Konsum, Informationstechnik und Medien zunehmend fragmentiert wird.

Politisch nicht korrekt: Provokation und Vermarktung

Was machen wir jedoch mit den Aspekten der Jugendkulturen, die nicht „pädagogisch wertvoll“ sind? Jugendkulturen sind nun mal nicht politisch korrekt. Gangsta-Rapper-Mythen mit impliziter Gewaltverherrlichung, Selbststilisierungen als Zuhälter, deutscher „Pornorap“, sexy bis sexistische Darstellung von zeitgenössischen R&B Queens und die Abschreckungsästhetik der frühen Punkbewegung, die mit Sicherheitsnadeln in der Backe aber auch mit rechtsextremen Symbolen arbeitete, sind Teil der Jugend- und Musikkulturen und gehören zu ihren Vermarktungsstrategien. Und wie bereits erwähnt: Das Bild der Jugendlichen ist stark von der historisch losgelösten Darstellung und Interpretation von Jugendkulturen durch eine vollkommene kommerzialisierte Medienwelt oder durch die

⁸ Gerade in den ersten Projektjahren war es deutlich, dass sich in der Gruppe mit dem Technoangebot die

Vermarktungsmaschine der Musikindustrie geprägt, die nicht erst seit dem Punk Provokation als wertsteigerndes Verkaufsmerkmal erkannte und als solches kommerzialisierte. Für die szene-engagierten Jugendlichen stellen die „härtesten“ Provokationen sozialer Normen sogar meist den größten Reiz dar. Für uns bedeutet das, dass wir genau mit diesen arbeiten müssen. Bei näherem Hinsehen zeigt sich, dass die Extreme in den Jugendkulturen oftmals die besten Anknüpfungspunkte bieten, um in Diskussion zu kommen. Etwa durch ein Foto, das einen Punk mit einem Hakenkreuz auf dem T-Shirt zeigt. Das mag zunächst irritieren, weil Punks als links und anti-faschistisch gelten. Dabei wollten Punks in den 70er Jahren in Großbritannien in erster Linie Bürgerschreck sein und auch die Alt-Hippies mit ihren linken, anti-nationalsozialistischen Politbewusstsein provozieren. Sie verstanden sich eher als unpolitische, anarchistische Spaßkultur. In der Diskussion mit Jugendlichen eignet sich dieses Beispiel besonders, um zu erarbeiten, dass Jugendkulturen bzw. deren VertreterInnen nicht so eindeutig politisch einzuordnen sind, wie man gemeinhin glaubt. Und dass man Stilmittel und Symbole immer auch in ihrem jeweiligen sozialen und historischen Kontext lesen muss, um sie zu verstehen.

4. In jugendkulturellen Workshops werden *social skills* gefördert

Ein wichtiges Element von Jugendkulturen ist der kreative Selbstausdruck. Das äußert sich nicht nur in der Mode oder einer gesamten äußerlichen Selbststilisierung, sondern auch im praktischen lebensweltlichen Handeln. Denn Punk, Reggae, HipHop und Techno haben den Faktor der Eigeninitiative gemeinsam: Das Bedürfnis der Jugendlichen, selbst Musik zu produzieren, für die zumindest in der Entstehungszeit kein entsprechender Markt vorhanden war. Ob durch billige „drei-Akkorde-Musik“ im Punk oder ein selbstgebasteltes Soundsystem auf HipHop- oder Techno-Partys – fernab vom jahrelangen bildungs-bürgerlichen Erlernen eines Instruments, ergab sich hier auch für mittellose und „bildungsferne“ junge Menschen die Chance, das Zepter der Kultur selbst in die Hand zu nehmen. Darüber hinaus stellt das Engagement in bestimmten Jugendkulturen im sozialisationstheoretischen Sinne eine gute Möglichkeit der persönlichen Entwicklung und Selbstvergewisserung im Übergang von Kindheit zum Erwachsensein dar.⁹ Dabei spielt das sogenannte *peer-learning*, also die Orientierung an und Selbstvergewisserung durch Gleichaltrige, eine wichtige Rolle. In der Handlungsgemeinschaft der Clique werden soziale Kompetenzen, Umgang mit Konflikten,

rechtsorientierten Jugendlichen trafen.

⁹ Inwieweit dieser Prozess sich immer länger hinzieht bzw. immer weniger als eine bestimmte Lebensphase mit klarem Abschluss eingegrenzt werden kann, kann hier nicht weiter ausgeführt werden. Vgl. hierzu: Barbara Stauber: Junge Frauen und Männer in Jugendkulturen. Selbstinszenierungen und Handlungspotentiale. Leske und Budrich, Opladen 2004

Problemlösungsstrategien, Geschlechterbeziehungen, Kreativität, eigene Produktivität und Konsumverhalten und vieles mehr eingeübt. Jugendlichen die Möglichkeit zu geben, sich jugendkulturell zu betätigen, geht weit über den (manchmal unterstellten) Aspekt der reinen „Bespäßung“ hinaus.

Die Workshops, die wir im Bereich Skaten, Street- und Breakdance, Graffiti, Slam Poetry, Techno- und HipHop-Djing anbieten, werden von profilierten Szenevertretern geleitet. Personen wie Pyranja, Lennie Burmeister und Boris Kerenski sind in ihren Szenen und darüber hinaus bekannt. Sie können die jeweilige Kultur lebensnah und glaubwürdig vermitteln (und fernab von konsumorientierten Medienbildern und Starkult), denn rappen, sprühen, skaten und pop-poetischer Ausdruck stellen für sie selbst einen wichtigen Lebensinhalt dar. Und obwohl unsere Teamer ein paar Jahre älter sind als die Schüler, arbeiten wir in den Workshops mit einem peer-to-peer-Ansatz. Ähnlich den jugendkulturellen Handlungsgemeinschaften, wie sie vielfach auf kommunaler Ebene funktionieren, kommen hier nicht festgefahrene Lehrer-Schüler-Rollenverteilungen zum Tragen, sondern ein Setting, das auf gegenseitigem Lernen basiert. Da sich die „Culture-Workshops“ an Anfänger und Fortgeschrittene richten, kann es manchmal sogar vorkommen, dass die Jugendlichen unseren Teamern eigene Tricks zeigen. Auf den Halfpipes und Rampen der örtlichen Skateplätze laufen kleine, freundliche Wettbewerbe zwischen unseren Teamern und den Lokalmatadoren. Sich mit den Jungs zu messen, die man aus den Fotosessions der Skatemagazine kennt, ist ein besonderer Reiz. Und als wir bei einem Jugendklub in Jüterbog u.a. mit einem Streetdance-Workshop anreisten, empfing man uns damit, dass zuerst einmal fünfzehn Kids vom Ort eine eigene Choreografie vorführten, die sie selbstständig einstudiert hatten; dann ließen die Jugendlichen sich, hungrig nach weiteren Anregungen, von der Breakerdancerin Moni neue Formen und Bewegungen zeigen.

Darüber hinaus bieten die Praxisworkshops die Möglichkeit, die vorangegangenen Diskussionen zu vertiefen und den Kids noch einmal auf einer anderen Basis zu begegnen. Im DJ-Workshop etwa können, während eine Schülerin übt, „heiße Diskussionen“ aus dem Theorieteil weiter erörtert werden. Der direkte Kontakt beim praktischen Üben unterstützt das. Auf dem Skateboard oder am Soundsystem steht man auf einmal nah beieinander, probiert gemeinsam etwas Neues und muss dem anderen vertrauen. So kommt es bei „Culture-Veranstaltungen“ öfter vor, dass eine „rechte Glatze“ an den Decks (Plattenspielern) steht und sich durch die entfachte Neugier von einem DJ anleiten und helfen lässt, den er in

einer anderen Situation wahrscheinlich angefeindet hätte. Durch die Workshopsituation werden festgefahrene Grenzen durchlässig, und wenn es nur darum geht, dass der „rechte“ Jugendliche merkt, dass der „bunte, weltoffene“ Techno-DJ eigentlich ganz Okay ist.

5. Die regionale Stärkung von Jugendkulturen kann zur Gewalt- und Rechtsextremismusprävention beitragen

Die Erwachsenenwelt und die Öffentlichkeit nehmen Jugendkulturen bzw. deren Akteure und Akteurinnen häufig nur als Quelle von Delinquenzverhalten, von Regelverstößen oder in ihren manchmal abstoßendem Äußeren wahr. Schmutzige Punks, die auf dem Marktplatz als Gruppe zusammenstehen und trinken. Skater auf Bürgersteigen, die harmlose Fußgänger erschrecken und durch den ewigen „Schrabbschrab-Sound“ ihrer Rollen auf Asphalt die Umgebung belästigen. Sachbeschädigung durch illegale Graffiti-Schmierereien auf Hauswänden und Tunneldurchfahrten. Elektronische Musik, die mit illegalem Drogenkonsum in Verbindung gebracht wird. Das positive Potential von Jugendkulturen wird dabei häufig gar nicht wahrgenommen.

Auch sind die jugendkulturellen Stile den Erwachsenen oft vollkommen unbekannt oder suspekt, selbst denjenigen, die als ErzieherInnen und LehrerInnen viel mit den Jugendlichen zu tun haben. HipHopper erkennt man vielleicht noch an ihren in den Kniekehlen hängenden Hosen.¹⁰ Und Grufties fallen natürlich durch ihr düsteres Erscheinungsbild auf. Mehr weiß man darüber meist jedoch nicht, und man will es manchmal auch gar nicht so genau wissen. Gerade die Gruppe der Grufties stellt für Pädagogen und Eltern eine große Beunruhigung dar, denn es gab in den Medien viel zu lesen über Ritualmorde auf dem Friedhof, Satanismus und Suizidgefährdung. „Inwieweit muss ich nicht Angst haben, dass meine Schülerin, die offenkundig in dieser Szene ist, sich nichts antut? Was geht in ihr vor?“ Das ist eine Frage, die wir in dieser Art bei vielen Lehrerfortbildungen zu hören bekommen. Unsere Antwort – insbesondere auch vom „Teamgruftie“ Pfeffi - lautet: Fragt sie! Fragt sie, wann sie anfangen ausschließlich schwarze Klamotten zu tragen, was der besondere Reiz daran ist, warum sie so gerne traurige Musik hören, ob das bedeutet, dass sie sich durchweg melancholisch fühlen usw. Denn hier liegt häufig ein wesentliches Missverständnis zwischen Erwachsenen und

¹⁰ In manchen Schulen lief ein nicht geringer Teil der Schüler mit Bomberjacken, Springerstiefeln und entsprechenden Sweatshirts (z.B. Consdaple) herum. Daran stießen sich die LehrerInnen in den Diskussionen weniger als am legeren Kleidungsstil von Hiphopern, Skatern und Co. Ohne Rückschlüsse auf das Meinungsbild der PädagogInnen ziehen zu wollen und können, zeigt dies viel mehr, dass alles eine Sache der Gewöhnung ist. Skinheads waren die erste auffällige Jugendkultur, die auch in den Kleinstädten der neuen Bundesländer in Erscheinung traten.

Jugendlichen: Jugendkulturen signalisieren mit ihrem Stil (Kleidung, Tattoos, Piercings, Schmuck) zwar Abhebung oder Ablehnung von herrschenden Normen der Gesellschaft. Das impliziert aber keine Kommunikationsverweigerung.¹¹ Im Gegenteil: Der Birminghamer Soziologe Dick Hebdiges sprach in einer Studie über Punks („Subculture: The Meaning of Style“, 1979) von einer bewusst auffälligen Wahl bei Ausdrucksformen und Kleidung etc., die gelesen werden soll und damit eine „intendierte Kommunikation“ darstellt.¹² Es sollte im Selbstverständnis der Schul- und Jugendarbeit liegen, sich dieser Kommunikation nicht zu verweigern.

Im Zuge des „Culture on the Road“ - Projekts bieten wir daher auch für Erwachsene (nicht nur PädagogInnen sondern auch Eltern, Gewerbetreibende, örtliche Vereinsmitglieder) Fortbildungen über Jugendkulturen an, bei denen wir Einblicke in verschiedene Jugendkulturen, Selbstinszenierungen und jugendkulturelle Praktiken vermitteln und zu Diskussionsrunden mit Szene-Akteuren einladen. Denn es ist ganz unabdingbar, dass Schule und andere Institutionen des Gemeinwesens ein Interesse an ihren Jugendlichen entwickeln und mehr über deren lebensweltlichen Praktiken in Erfahrung bringen. Selbst die Diskussionsgruppe um „Sabine Christiansen“ (13.02.05) zum Thema Rechtsextremismus erkannte, dass Präventionsarbeit jugendnah durchgeführt werden müsse.¹³ Die Förderung der örtlichen Skatergruppe, der informellen Technoszene usw. könnte aus unserer Sicht nicht nur einen hohen und attraktiven Stellenwert in der kommunalen Rechtsextremismusprävention einnehmen.

Darüber hinaus erfüllen dergleichen jugendkulturelle Eigeninitiativen vielfältige Orientierungs- und Bewältigungsfunktionen. Wer den Netzwerkcharakter von Jugendkulturen unterstützt und nutzt, kann dazu beitragen, dass die Jugendlichen in den vielen Problemfeldern des heutigen Erwachsenwerdens (Jugendarbeitslosigkeit, hohe Scheidungsrate etc.) auf günstige, kreative und vor allem gewaltfreie Bahnen gelangen. Das wirkt auch auf das nähere Umfeld ein. Örtliche Jugendszenen können, so das empirische Untersuchungsergebnis von Barbara Stauber, Gemeinschaftsformen darstellen, „die Zugehörigkeit auch für andere schaffen, in Räumen, die auch für andere zu Haltepunkten in

¹¹ Natürlich kann sich der engagierte Erwachsene mit seiner Nachfrage eine Abfuhr einhandeln. Die Gefahr der Kommunikationsverweigerung besteht unabhängig vom „Outfit“ bei jedem Jugendlichen.

¹² Vgl. Kailer, Katja u. Bierbaum, Anna: Girlism. Feminismus zwischen Subversion und Ausverkauf, Logos Verlag Berlin 2002, S.24

der Region werden“. In jugendkulturellen Cliques entstehen „ermutigende *role-models* für andere junge Frauen und Männer“ sowie „Lebensentwürfe, in denen ein möglichst hohes Maß an Selbstgestaltung umgesetzt“ wird.¹⁴ Schließlich dürfen wir nicht vergessen: die Fähigkeit zur individuellen Lebensgestaltung, in der sich Menschen verlässliche, aber nicht allzu starre soziale Netzwerke suchen, wird zunehmend zu einer der zentralen Handlungskompetenzen. Junge Menschen können sich nur noch beschränkt an den Lebensläufen ihrer Eltern und Großeltern orientieren. Sie können immer weniger davon ausgehen, ab einem bestimmten Alter (etwa zwischen 25-30 Jahren) in den wichtigen Lebensfragen Beruf und Familie gesettlet zu sein. In beiden Bereichen wird ein hohes Maß an Flexibilität und auch Frustrationstoleranz von ihnen gefragt sein. Dabei wird es immer wichtiger werden, sich psychosoziale Stabilität und sinnstiftende Betätigungsmöglichkeiten außerhalb der traditionellen Felder zu suchen.

Informationen zu dem Projekt „Culture on the Road“ unter www.culture-on-the-road.de .

¹³ Ein wenig merkwürdig mutet allerdings, wenn man den Rheinland-Pfälzischen Ministerpräsidenten Kurt Beck von der Notwendigkeit reden hörte, endlich mal wieder eine authentisch deutsche Jugendkultur entstehen zu lassen. Denn was sollte das sein?

¹⁴ Stauber, 2004, S.222-223